

## Probekapitel

### Christian Schüller/Petrus van der Let (Hrsg.): Rasse Mensch

Christian Schüller

#### Rassen und Menschen

##### Fünf Lebensgeschichten im Schatten der Shoah

*Liebe zwischen Juden und Nicht-Juden war durch die Nürnberger Rassengesetze unter Strafe verboten. Nur Paare, die bereits Kinder hatten, durften noch einige Jahre lang zusammen bleiben. Aber ihre Kinder, von den Nazis als „Mischlinge“ abgestempelt, gerieten ihrerseits in die Vernichtungsmaschinerie - mit jedem Jahr mehr ausgegrenzt und schließlich entrechtet, immer im Namen der Allgemeinheit, „zum Schutze des Deutschen Blutes“, wie es hieß.*

*Elfi, Gerda, Ingeborg, Helmut und Alfred haben die Diskriminierung als „Halbjuden“ verschieden erlebt. Es machte einen Unterschied, ob der Vater jüdisch war oder die Mutter, wie alt man war und zu welcher Gesellschaftsschicht man zählte. Es kam darauf an, wie der nicht-jüdische Elternteil sich verhielt, und ob man einen wichtigen Nazi in der Verwandtschaft hatte. Fünf Lebensgeschichten im Schatten der Shoah.*

In der Mädchenklasse ist es plötzlich ganz still geworden. „Sind Halbjuden unter uns?“ hat der Lehrer gefragt, aber niemand scheint zu wissen, was er meint. Halbjuden? Der Blick des Lehrers wandert prüfend von einem Gesicht zum anderen. Halbe - Juden ? Zögernd zeigt ein Mädchen auf, dann ein zweites. Kommentarlos schreibt der Klassen- vorstand die beiden Namen auf.

„Erst in der Pause haben mich die Anderen mit Fragen überschüttet“, erinnert sich Elfi Werner. Wieso bist Du Jüdin? Du schaust doch ganz normal aus! Schon am nächsten Tag bricht eine Freundin den Kontakt ab, aus Vorsicht. Denn nach den Nürnberger Rassengesetzen gilt die Freundin als „Viertel-Jüdin“, und der Umgang mit einer „Halbjüdin“, so hat die Schulleitung gewarnt, könnte ihr schaden.

Es ist September 1938. Elfi lebt in Wien. Daß mit ihrer Familie etwas nicht stimmt, hat sie schon seit Monaten gespürt. Warum senkt der Vater jedesmal die Stimme, wenn er sich mit Freunden unterhält? Was bedeutet „Sieg Heil“? Nie gibt man ihr eine Antwort, wenn sie solche Fragen stellt.

Heute kann Elfi Werner das genaue Datum angeben, wann ihr das Verhalten des Vaters zum ersten Mal seltsam erschienen ist: Am Abend des 13. März, Stunden nach dem „Anschluß“, als der letzte österreichische Kanzler sich übers Radio verabschiedete: „Gott schütze Österreich...“. Da wirkte der Vater auf einmal wie versteinert, und auch die Mutter sagte kein Wort, sondern weinte nur still vor sich hin, und von draußen hörte man ein metallenes Klappern, das näher und näher kam, die Festmusik der SA-Leute, die im Vorüberziehen mit ihren Knüppeln auf geschlossene Rollbalken hämmerten.

Die gleiche Stadt, eine andere Geschichte. Gerda S. ist im März 1938 schon zwölf, um zwei Jahre älter als Elfi Werner. Sie erlebt den „Anschluß“ ganz anders, mitten im festlichen Taumel. Ihr Vater hat seine beiden Kinder auf die Ringstraße mitgenommen, Fähnchen dürfen sie schwingen und sich mit den Erwachsenen mitfreuen. Seit Jahren war er illegaler Nazi, die Größe des Augenblicks hat ihn heute milde gestimmt. Wenn Ihr brav seid, sagt er zu seinen Kindern, dann vergeß' ich vielleicht, daß Ihr Halbjuden seid!

Gerdas Mutter ist nicht mitgegangen auf die Ringstraße. Es ist ihr anzumerken, daß sie sich über die neuen Zeiten nicht freut, aber sie sagt den Kindern nicht warum. Lange vor dem Anschluß hat sie sich in aller Stille taufen lassen. Jeden Abend vor dem Schlafengehen liest sie aus der Bibel vor - immer nur aus dem Alten Testament, aber welchem Kind fällt diese kleine Besonderheit schon auf?

Sobald wir wußten, wer wir waren, lebten wir Kinder im Zwiespalt, erzählt Gerda S. Denn wir haben den Vater geliebt, auch wenn er uns sehr streng behandelt hat. Wir hatten das Gefühl, daß er uns aus dieser Situation herauslösen wollte, aber das ging nicht mehr. Immerhin erreicht er, daß Gerda die sechste Klasse beenden darf.

„Mit der Mutter ist er sehr schlecht umgegangen!“ Gerdas Mutter hat jetzt alle Hände voll zu tun. Sie muß ihre Mutter versorgen, und einige jüdische Freunde, die heimlich in Wien leben, als sogenannte U-Boote. Ihnen allen hilft sie mit Lebensmitteln aus dem eigenen Garten, aber vorsichtig, hinter dem Rücken des Vaters. Gerdas Eltern leben weiter unter einem Dach, aber sie sind einander fremd geworden.

Oft wird die Mutter in einem Geschäft weggedrängt und beschimpft: Wie kommt sie als „Volljüdin“ zu Lebensmittelkarten?

Vertrauen kann sie nur ihren Kindern. „Wir haben mit keinem Menschen außerhalb der Familie darüber gesprochen. Wir waren der Meinung, niemand darf das wissen. Immer der Gedanke: Wenn der wüßte, wer Du bist, würde er sich anders verhalten!“

*Die Nazis haßten mit System. Deutsche Männer, die jüdische Frauen liebten, waren für die Nazis bessere Deutsche als deutsche Frauen, die jüdische Männer liebten. Also war das Kind von einem deutschen Mann und einer jüdischen Frau für die Nazis weniger jüdisch als das Kind eines jüdischen Mannes und einer deutschen Frau. Daß hingegen nach jüdischem Gesetz die Religion der Mutter entscheidend ist und nicht die des Vaters, kümmerte die Nazis wenig. Sie fanden es naheliegender, das Familienleben deutscher Männer zu schonen als das deutscher Frauen. Vielleicht auch kam es ihnen bei den Frauen mehr auf die abschreckende Wirkung an.*

Elfi Werners jüdischer Vater wird zunächst nicht abgeholt. Noch hilft ihm, daß er mit einer „deutschen Frau“ ein Kind hat. Aber seinen Arbeitsplatz hat er verloren. Jetzt muß er auf einer Mülldeponie sein Brot verdienen, und kann doch seine Familie nicht satt machen. Mit ihm zusammen arbeiten andere Väter, Männer die nur noch leben dürfen, weil sie Väter von „halb-arischen“ Kindern sind. Dabei hatten sie einst gehofft, sie wären es, die einmal ihre Kinder beschützen würden.

Auf der Mülldeponie lernt Herr Werner einen früheren Universitätsprofessor für Bodenkultur kennen. Der Professor hat einen kleinen Sohn, ein paar Jahre jünger als Elfi, aber die beiden Väter ahnen nicht, daß ihre Kinder eines Tages heiraten werden, vierzig Jahre nach dem Krieg. Wie sollten sie sich auch vorstellen können, daß ihr zufälliges Zusammentreffen auf dem Misthaufen einmal zwei Menschen einander näherbringen wird, daß sich aus sovielen Scherben noch einmal ein Stück Leben fügen läßt.

Der jüdische Professor und seine nicht-jüdische Frau haben ihre Wohnung gleich nach dem Anschluß verloren. Von nun an müssen sie mit sechs anderen Parteien zusammenleben. An der Tür haben sie einen Judenstern, zur Abschreckung. Zum Sohn des Professors kommen deshalb nie Spielgefährten.

Bei Elfi, seiner späteren Frau, ist manches anders. Ihre Eltern stammen beide aus armen und kinderreichen Familien, können besser mit der neuen Lage umgehen. So gelingt es der Mutter, die Wohnung bis 1942 zu behalten, obwohl jeden zweiten Tag ein SA-Mann vorbeikommt, der an ihrer Stelle einziehen will.

Auch als die Nazis verfügen, daß Juden und „jüdisch Versippte“ ihre Radioapparate abliefern müssen, denken Elfis Eltern nicht im Traum daran zu gehorchen. Und so hören

sie weiter Radio, bis zur Hausdurchsuchung durch die Gestapo 1943, nach der Verhaftung des Vaters.

*Über Österreich sind die Rassengesetze der Nazis von einem Tag auf den anderen hereingebrochen. In Deutschland galten die Nürnberger Gesetze („Zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“) seit 1935 und wurden seither schrittweise mit immer neuen Erlässen verschärft. In ihrem Buch „Als unsichtbare Mauern wuchsen“ schildert Ingeborg Hecht, die Tochter eines jüdischen Anwalts, wie das Leben ihrer Familie immer mehr eingeschränkt wurde.*

Die Eltern der Ingeborg Hecht hatten sich schon vor Hitlers Machtergreifung getrennt. Als die Nazis darangehen, Menschen in Rassen einzuteilen, schlägt die Mutter vor, wieder zusammen zu wohnen, um den Vater zu schützen. Doch bald muß sie das gemeinsame Haus aufgeben, weil der Vater seine Arbeit verloren hat: Jüdische Anwälte dürfen zunächst nur mehr jüdische Klientel vertreten, die Arbeit wird immer schwieriger, bis Herr Hecht seine Kanzlei schließen muß.

Ingeborg und ihre Mutter ziehen in eine kleine Wohnung, der Vater kommt weiterhin jeden Tag zum Essen - bis ein Nachbar den unerlaubten Besuch meldet. Beide Eltern werden verhaftet und drei Wochen lang wegen „Rassenschande“ festgehalten. Bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnis müssen sie mit ihrer Unterschrift versprechen, einander nie mehr wiederzusehen.

Auch mit den Kindern kann der Vater nicht mehr viel unternehmen, ohne gegen Gesetze zu verstoßen. Einmal will er sie in ein italienisches Restaurant einladen, der Tisch ist bestellt - doch draußen am Eingang steht auf einmal „Für Juden verboten“. Das Schild ist ganz neu, der italienische Besitzer hat es soeben angebracht. Aber einmal macht er noch eine Ausnahme, in einem Hinterzimmer, wo er heimlich für die Familie gedeckt hat.

Eines Tages passiert das, was das Gesetz den Eltern streng verboten hat: ein Zufall, eine flüchtige Begegnung auf offener Straße. Ingeborg Hecht geht mit ihrer Mutter, als der Vater auf der anderen Straßenseite entgegenkommt. „Wir blieben alle stehen. Meine Mutter begann sofort zu zittern. Ich sagte: Wir müssen weitergehen, sonst glauben die Spitzel, die überall sind, daß wir das absichtlich machen. Meine Mutter sagte: Hätte ich mich nur nicht scheiden lassen, dann wäre das alles nicht passiert! Dabei haben doch die beiden sich voneinander scheiden lassen - ohne zu ahnen, was auf sie zukommt.“

Der evangelische Pfarrer Helmut Schwarz aus Freiburg weiß zu diesem Zeitpunkt noch nicht, daß sein Vater Jude ist, bis er es von einem Klassenkameraden erfährt. „Du bist ein Halbjud! Es steht im Klassenbuch.“ Am nächsten Tag liest er selbst nach. Wie Ingeborg Hecht, Elfi Werner und Gerda S. gilt er in der Sprache der Nazis als „Mischling Ersten Grades“. Die Mutter bittet ihn, seiner Schwester kein Wort zu sagen. Noch ist es möglich, die Probleme des Vaters vor kleineren Kindern zu verbergen, noch darf man, wenn die Ehe rechtsgültig ist, unter einem Dach wohnen. Und bis zum Jahre 1942 dürfen „Mischlinge Ersten Grades“ noch höhere Schulen besuchen.

Im Gymnasium lernt Helmut Schwarz auch viel Wissenswertes, zum Beispiel daß die Nazis eine neue Theologie begründet haben: Jesus Christus sei eindeutig ein Arier, doziert der Religionslehrer, der Beweis sei in seiner Lebensgeschichte zu finden. Schließlich war er der Sohn eines Zimmermannes! Was kann man daraus schließen, Schwarz? Daß seine Vorfahren aus den germanischen Wäldern stammten!

Im Fach „Reichskunde“ muß der Schüler Schwarz widerspruchslos Pamphlete abschreiben, die gegen einen Teil seiner Familie gerichtet sind. Den Aufsatz „Der zersetzende Einfluß der Juden in Deutschland“ hat er bis heute aufgehoben, ebenso wie die

Abhandlung „Der Volksgenosse des Deutschen Reiches. Erstens: Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist. Juden können daher keine Volksgenossen sein...“

*1939 wurden „Jüdische Mischlinge“ zu „provisorischen Reichsbürgern“ erklärt. Dieser Status galt allerdings nur bis 1941/42. Die Machthaber waren sich offenbar von Anfang an nicht einig darin, wie sie mit den Kindern aus unerwünschten Ehen umgehen sollten. Vernichten oder ausbeuten? Seit Deutschland Krieg führte, brauchte man reichlich Soldaten und Zwangsarbeiter.*

Der Wiener Alfred Posselt schildert in seinem Buch *Soldat des Feindes* wie er, ungeachtet seiner Herkunft, in die Maschinerie der Deutschen Wehrmacht geriet und wie er es nach drei Jahren geschafft hat, sich wieder zu befreien.

Posselt beschreibt sich selbst als „typisches Kind der Völkermischung der k.u.k. Monarchie, ein Produkt aus fünf Nationen und fünf Religionen“. Seine Vorfahren stammen aus acht Staaten Europas. „Ich bin ein ungarischer Jude mit einem größeren germanischen und mit einem etwas kleineren tschechischen und magyarischen Einschlag, jedoch österreichischer Staatsbürger seit meiner Geburt.“

1938 wird der Siebzehnjährige in Wien zur Musterung für den Reichsarbeitsdienst vorgeladen. Posselt will studieren, aber ohne abgeschlossenen Arbeitsdienst gibt es keine Studierlaubnis. Als er endlich abgedient hat, ist von Studium wieder keine Rede.

Deutschland hat Polen überfallen, es ist Krieg, jetzt werden Soldaten gebraucht. Alfred Posselt soll vom Arbeitsdienst direkt zur Wehrmacht. Es gäbe einen Ausweg - nur sind die Türen dorthin mehrfach versperrt. Um dem Militär zu entgehen, müßte Posselt Technik, Medizin oder Veterinärmedizin studieren. Gerade für diese Studienrichtungen hätte er aber einen Arierausweis gebraucht. Und woher soll er den nehmen? Als „Nicht-Arier“ dürfte er nur auf die Hochschule für Welthandel, dort benötigt man wiederum einen Befreiungsschein der Wehrmacht. Ein Bekannter, der sich auskennt im Paragraphenschlingel, rät ihm, sich auf seine ungarische Nationalität zu berufen. Als Ungar wird er vorübergehend vom Wehrdienst befreit, kann aber nur mehr bedingt inskribieren und muß nach Ablegung jeder Prüfung ansuchen, um weiterstudieren zu dürfen.

Andererseits ist er automatisch von der Einreihung in die akademische SS-Legion befreit und kommt auch nicht als Mitglied des Nationalsozialistischen Studentenbundes in Frage, der eine Gliederung der NSDAP ist und den gleichen Rang hat wie SA und SS.

Alfreds Vater, ein Deutscher, weigert sich, dem Rat seiner Freunde zu folgen und sich von seiner jüdischen Frau zu trennen. Er sieht sich als „guten Deutschen“ und beantragt die gnadenweise Gleichstellung seines Sohnes mit Ariern. Aber Alfred will den Antrag nicht unterschreiben, er will kein „Ehren-Arier“ werden.

„Wie richtig dies war, zeigte später das Verhalten der Familie Brestian, die im Parterre unseres Hauses einen Friseurladen hatte. Sie hatten einen Sohn, der mit mir gleich alt war, aber das Gymnasium nicht geschafft hatte. Der 'alte Brestian' war noch der angenehmste in dieser Familie, seine Frau war eine 'wilde Narzisse', und einmal ging sie hinter meiner Mutter her, ohne zu bemerken, daß ich hinter ihr ging. Als sie in das Geschäft einbog, sagte sie - auf meine Mutter bezogen: Was, die madiche Jüdin lebt noch immer.“

*Am 2.1.1941 wurde die Befreiung fremder Volkszugehöriger vom Wehrdienst aufgehoben und für alle wehrpflichtigen Reichsbürger ein allgemeines Studienverbot erlassen. Acht Monate später erließ das Oberkommando der Wehrmacht Bestimmungen, in welchen Fällen auch „Jüdische Mischlinge“ den Ariern bei der Wehrmacht gleichgestellt werden konnten. Wer um das Leben seiner jüdischen Angehörigen fürchtete, wurde*

*von den Behörden erpreßt: Der Dienst in der Wehrmacht konnte die Deportation von Eltern oder Großeltern zumindest hinauszögern.*

Alfred Posselt muß sein Wirtschaftsstudium abbrechen und wird als Lohnverrechner bei den Lohner-Werken dienstverpflichtet. Kaum hat er dort angefangen, macht er sich den Betriebsobmann zum Feind, weil er sich weigert, an einem Gemeinschaftsempfang für Goebbels teilzunehmen. Mit einem Federstrich wird die Befreiung vom Wehrdienst aufgehoben, Posselt kommt zur Luftwaffe.

Wie sich herausstellt, hat ihn sein Vorgesetzter auch bei der Gestapo angezeigt. Er hat noch nicht einmal die Uniform angezogen, da läuft gegen ihn schon ein Strafverfahren wegen „Wehrkraftersetzung“. Eine 16jährige Arbeitskollegin, Lehrling und Aktivistin beim Bund Deutscher Mädchen, sagt aus, er habe Hitler und das Dritte Reich unflätig beschimpft. Das Verfahren wird allerdings eingestellt, weil der Abteilungskommandeur sich für den jungen Rebellen einsetzt. Ohne zu wissen, daß er einen „Mischling“ protegirt.

Aber das Leben mit mehreren Identitäten wird jeden Tag gefährlicher. Im März 1941 wird Posselt aufgefordert, sich wie alle Maturanten oder Akademiker in die Liste der Reserveoffiziersbewerber einzutragen. Das zu tun, hieße aber wieder einmal, seinen Arier-Ausweis vorlegen zu müssen. Posselt zögert die Eintragung hinaus. Erst müsse er seine Dokumente bei den fernen Verwandten in Ungarn und der Türkei beschaffen, und das könne lange dauern. Schließlich wird er nach Polen abkommandiert und von dort zu einem sogenannten „Frontbewahrungseinsatz“ nach Leningrad - einer Art Himmelfahrtskommando.

So kommt es, daß er im russischen Winter 1941/42 in deutscher Uniform vor dem belagerten Leningrad liegt und einem verwundeten Gefreiten das Leben rettet. „Er hatte einen Bauchschuß, ich konnte sein entsetzliches Schreien nicht mehr hören. Dabei war es einer, der immer Nazi-Sprüche geklopft hat.“

Wie sich herausstellt, ist der Verwundete der Sohn oder Neffe eines SS-Brigadeführers. Aus Dankbarkeit für die Rettung bekommt Posselt einen Orden. Am gleichen Tag wird ihm aber die Ehe mit einer Deutschen verweigert, denn das Reichssippenamt hat inzwischen nachgeforscht und dabei Alfreds jüdische Herkunft entdeckt. Nicht zu jüdisch, um einen Deutschen zu retten - zu jüdisch, um selbst leben zu dürfen.

*Ab 2.7.1942 durften jüdische Mischlinge nur mehr -8klassige Volksschulen besuchen und mußten in Sammelklassen zusammengefaßt werden.*

Der Freiburger Schüler Helmut Schwarz, der nach dem Krieg Pfarrer werden sollte, ist zwar im Klassenbuch als „Mischling“ ausgewiesen, bleibt aber von Repressalien verschont. Bis im Herbst 1942 der Schuldienner in einer Pause sagt: „Schwarz, zum Rex.“

„Ich konnte mir schon denken, worum es sich handelte. Der Pedell machte die Tür auf: Da thronte der Direktor auf seinem Stuhl mit hoher Lehne und brüllte mich an: Wirst Du wohl anständig reinkommen, wie sich's für einen deutschen Jungen gehört? Ich machte einen zweiten Versuch, etwas zackiger. Da rief er: Wirst Du wohl Haltung annehmen? Ich stellte mich stramm, die Hände an die Hosennaht. Dann sagte er: Ich habe Dir zu eröffnen, daß Du ab sofort die Schule zu verlassen hast! Ich wußte nicht, was ich sagen sollte. Da habe ich es mit einer Frage versucht: Darf ich noch bis zum Ende der letzten Stunde bleiben? Er überlegte lang. Und sagte schließlich: Meinetwegen.“

Zuerst wollte ich es den Klassenkameraden nicht sagen. Ich dachte, daß sie für einen Verfemten keine Sympathie haben könnten. Dann habe ich es doch erzählt. Sofort wollten sich alle beim Rex beschweren...“

Als Helmut Schwarz nach der letzten Stunde nach Hause geht, begleitet ihn die ganze Klasse, bildet eine Art Schutzschild um ihn. Niemand soll ihn antasten, sie werden nicht zulassen, daß ihm etwas geschieht, ihn wie ein Mann verteidigen - dieses eine Mal.

Auch die Wienerin Elfi Werner muß im Herbst 1942 die Schule verlassen und sich beim Arbeitsamt melden. Den ganzen Sommer hindurch hat sich die Mutter vergeblich bemüht, sie doch noch in einer Schule unterzubringen. Einige Schulen sagen zuerst, sie nehmen noch „Halbjuden“. Elfi wird mehrmals zu Aufnahmeprüfungen vorgeladen, doch im Herbst heißt es dann, es sei leider unmöglich, sie aufzunehmen, denn inzwischen haben alle Direktoren den Juli-Erlass gelesen.

Die Vierzehnjährige darf sich nun aussuchen, ob sie Hausgehilfin oder Fabrikarbeiterin werden will. Ihr späterer Mann, der Sohn des Professors, der jünger ist und gerade erst die Volksschule abgeschlossen hat, wird in eine Hilfsschule geschickt, mit geistig Behinderten.

Elfi Werners Familie muß in den Zweiten Wiener Gemeindebezirk übersiedeln, in eine zugewiesene Wohnung, aus der bereits ein jüdisches Geschwisterpaar deportiert worden ist. Aber noch darf Elfis Vater zu Hause wohnen. Auch die Nachbarn haben eine vierzehnjährige Tochter, aber dort gibt es keinen Vater mehr. Eingerückt, heißt es. Fragen werden nicht gestellt, man grüßt einander freundlich im Stiegenhaus, geht einander aber sonst aus dem Weg. „Red' nix!“ schärft man Elfi zu Hause ein. Wie sollte man ahnen, daß die Nachbarn im selben Boot sitzen?

*Nach einem neuen Erlass zum Reichsbürgergesetz vom 1.7.1943 waren die nichtgeschützten „Volljuden“ de facto staatenlos geworden. Als die „Volljuden“ deportiert waren, wandte sich der Haß der Judenfeinde gegen die sogenannten „Mischlinge“, die durch Ehen mit Ariern geschützt waren oder die bis 1944 geschützt waren, wenn ein Sohn oder Enkelsohn Soldat war.*

Elfi Werners Vater wird im August 1943 verhaftet. Die Gestapo hat herausgefunden, daß ein Verwandter in einer kommunistischen Untergrundzelle tätig ist. Der Vater wird aufgefordert, ins Wiener Gestapo-Hauptquartier auf den Morzinplatz zu kommen.

„Meine Eltern haben lange debattiert, was man tun könnte. Es gab noch das Gerücht, daß ehemalige Teilnehmer des Ersten Weltkrieges geschützt waren. Der Vater sagte immer wieder: Mir können sie nichts tun, ich habe doch nichts angestellt.

Die Mutter wollte, daß er sich versteckt. Das war aber nicht so einfach, denn es gab die Sippenhaftung. Wir hätten alle drei untertauchen müssen. So haben sie sich entschlossen, am nächsten Tag in der Früh gemeinsam auf den Morzinplatz zu gehen. Es war ein Gebäude, das einem von weitem Angst gemacht hat. Es hat schon so streng gerochen.

Die Mutter hat den Vater bis zu dem Zimmer begleitet, in dem der vorladende Beamte gesessen ist. Und sie ist solange dort stehengeblieben, bis man sie hinausgeschickt hat.

Der Vater kam dann in die Roßauerkaserne. Dorthin konnt' man noch einmal in der Woche etwas bringen. Seine Zellengenossen waren Leute, die den Stern nicht getragen haben oder sich unerlaubt in Lokalen aufhielten. Eines Tages hat man uns gesagt, er sei nach Auschwitz gebracht worden.“

Nach der Verhaftung des Vaters kommt noch einmal die Gestapo: Hausdurchsuchung. Elfi ist zu diesem Zeitpunkt allein zu Hause, die Mutter hatte ihr aufgetragen, keinen Menschen hereinzulassen. Aber was soll die Vierzehnjährige gegen die Eindringlinge tun? Die Beamten lassen die Wohnung im Chaos zurück.

„In meiner Not habe ich der Nachbarin alles erzählt. Die ist herübergekommen, hat sich hingesetzt und alles gelesen: die Vorladung meines Vaters zur Gestapo und den Beleg dafür, daß sie den Radioapparat mitgenommen haben. Auf einmal hat sie tief Luft geholt und laut zu schreien begonnen: Dieser Pülcher, der Falott, das Gesindel... Jeder wußte, wer gemeint war, und das Fenster stand weit offen. Im nächsten Moment kam aus der Nachbarwohnung die Tochter herübergerannt, hat das Fenster zugemacht und der Mutter ein Kissen aufs Gesicht gedrückt: Du bringst uns alle nach Dachau! Am nächsten Tag habe ich zu dem Mädchen gesagt: Jetzt wirst Du sicher nicht mehr mit mir spielen, denn mein Vater ist verhaftet worden. Darauf sie: Aber meiner sitzt doch längst in Dachau!

Ingeborg Hechts jüdischer Vater muß in Hamburg zunächst in eine Ghettostraße ziehen. Er will gerne sooft wie möglich mit seiner kleinen Enkeltochter spazierengehen, doch auch das wird ihm sehr schwer gemacht. Einfach bei seiner ehemaligen Frau vorbeikommen und die Kleine abholen, ist verboten, sich auf der Straße zu treffen zu gefährlich.

Aber weil er „halbarische“ Kinder hat, darf er wenigstens öffentliche Telefonzellen benützen - was Juden sonst verboten ist. Er läßt es dreimal klingeln - mit seiner Frau zu sprechen, ist auch nicht erlaubt -, und auf dieses Signal hin kann die Mutter den Kinderwagen mit der Kleinen ins Stiegenhaus stellen. Alltag einer Familie, die es für die Nazis nicht geben darf.

„Wenn wieder einmal Fliegeralarm war, saßen meine Mutter und ich mit den Nachbarn im Luftschutzkeller, mit den gleichen Nachbarn, die meine Eltern wegen 'Rassenschande' angezeigt hatten. Wenn die Spannung besonders schlimm war, verteilte die Mutter manchmal Beruhigungstropfen an alle. Und die haben das seelenruhig von ihr angenommen. Einmal habe ich auch den Vater in den Luftschutzkeller geholt. Wir wußten nicht, daß es unsere letzte Begegnung war. „

*Ab August 1944 waren auch alle jüdischen Mischlinge für die „Endlösung“ bestimmt. Das Innenministerium erließ am 1.2.1945 einen Geheimerlaß, nach dem jüdische Mischlinge und jüdisch versippte Personen in Transporte zu etwa 500 Personen zusammenzufassen und nach ihrem Einsatz beim Stellungsbau im Burgenland auf der Stelle zu erschießen seien.*

Im Januar 1944 wird der Vater von Ingeborg Hecht nach Theresienstadt deportiert. Sie selbst soll in eine Giftgasfabrik nach Kassel gebracht werden, kann ihren Einsatz aber wegen schwerer Krankheit hinauszögern. Den Bruder hat man bereits zur Zwangsarbeit eingezogen.

Helmut Schwarz wird im November 1944 zu einem Arbeitseinsatz nach Schlesien einberufen. Nach einem verheerenden Luftangriff auf die Stadt Freiburg kann aber einige Tage lang kein Zug fahren. Das dürfte ihm das Leben gerettet haben.

Im Februar 1945 wird der Vater von Helmut Schwarz nach Theresienstadt deportiert. „Es war kurz vor seinem Geburtstag. Wir sind im Finstern gesessen, bei Kerzenlicht, weil wir keinen Strom mehr hatten. Auf einmal hören wir vom Stiegenhaus Stiefeltritte. Die kommen! Klopfen: Zwei Leute von der Sicherheitspolizei. Der Vater konnte sich noch ein paar Postkarten einstecken, die hat er unterwegs aus dem Zugfenster geworfen. So wußten wir, wohin sie ihn gebracht hatten.“

Die Familie hätte es aber auch auf anderen Wegen erfahren können, denn gegen Kriegsende bekommt auch die Geheimhaltung der Nazi-Behörden immer mehr Lücken. Als Frau Schwarz einmal einkaufen geht, läßt sie die Milchfrau solange warten, bis sie

mit ihr alleine ist. Frau Schwarz, warten Sie mal, er ist da!, eröffnet man ihr feierlich. Gemeint ist der Beamte, der den Transport nach Theresienstadt begleitet hat.

Es fällt nicht schwer, den Beamten zum Reden zu bringen. Er regt sich darüber auf, daß auf der langen Fahrt durch den Winter nur die Offiziere in einem geheizten Waggon gesessen seien. Einfache Polizisten wie er mußten frieren - und durften dann nicht einmal den Zug verlassen, um sich ein wenig die fremde Stadt anzusehen!

„Im Sommer 1945 kam der Vater zurück. Ein weißhaariges Männlein. Sah aus wie Onkel Robert, sein eigener kleiner Bruder. Als stattlicher Mann war er abgefahren. Erzählt hat er nicht viel von Theresienstadt. Nur daß er dort eine Bekannte getroffen habe, die immer Pappkartons zum Fluß bringen mußte. Jeder Karton hatte eine Nummer. Drinnen war die Asche von Toten.“

Der Vater von Ingeborg Hecht wird 1945 in Auschwitz ermordet. Dorthin hat man ihn von Theresienstadt gebracht. Möglicherweise hätten Alte und Kranke nicht gut in den Film gepaßt, den die Nazis damals in Theresienstadt fürs Ausland drehten, glaubt Frau Hecht. Theresienstadt war das einzige KZ, das die Nazis für Besucher öffneten. *Der Führer schenkt den Juden eine Stadt* hieß der Propagandafilm, der ein Vernichtungslager als „Kurort“ darstellen sollte.

Drei Jahre nach Kriegsende wird Ingeborg Hecht von einer Angstneurose befallen. Plötzlich kann sie nicht mehr aus dem Haus gehen. Dreißig Jahre lang geht sie nicht hinaus. Sie ist Gefangene ihrer Angst geworden.

1982 liest sie ein Buch über die Nürnberger Rassengesetze - und beginnt über ihre Kindheit zu schreiben. Eine Hamburger Freundin, die nicht ausgebombt war, hat noch eine Menge Fotos. So gelingt es Frau Hecht nach und nach, ihre Geschichte zu rekonstruieren. Sie lernt wieder auf die Straße zu gehen und sogar zu reisen. Und sie lernt viele Menschen kennen, die den Krieg so wie sie zwischen den Welten überlebt haben.

Auch Elfi Werners Vater stirbt in Auschwitz. Bis Kriegsende hofft ihre Mutter, daß die Todesnachricht falsch sei. Nie hat sie ihren Mann alleingelassen, hat ihn sogar zur Gestapo begleitet und ihm bis zum letzten Augenblick die Hand gehalten. Sie hat allein um die gemeinsame Wohnung gekämpft, und um die Ausbildung ihrer Tochter. Jetzt kann sie nicht mehr. „Es war so, als hätte sie sich auf einmal fallengelassen. So aktiv sie vorher war, so apathisch ist sie nun geworden. In unser Haus ist bald wieder der Alltag eingeleitet. Da gab es drei 'Nazifunsn'. Als die Russen einmarschiert sind, haben sie meine Mutter um eine Bestätigung gebeten, daß sie uns nie Schwierigkeiten gemacht haben.“

Als Gerda S. Vater die Sowjetsoldaten in Wien einmarschieren sieht, sagte er vorwurfsvoll zu seiner jüdischen Frau: Das sind die Leute, mit denen Ihr sympathisiert. Seine Sympathie für die Nationalsozialisten habe er auch nach dem Krieg nicht abgelegt, erzählt seine Tochter.

Die Eltern lassen sich scheiden. Die Mutter wagt sich nach dem Krieg kaum mehr außer Haus, sie ist nie mehr ein wirklich freier Mensch geworden. Noch in den Siebzigerjahren, kurz vor ihrem Tod, glaubt sie immer noch, daß alles, was sie durchgemacht hat, wiederkommen kann.

„Die Mutter hatte bis zum Sterben Schuldgefühle, weil sie als einzige von ihrer Familie überlebt hatte. Und so als würden auf einmal ihre unterdrückten Alpträume hochkommen, hat sie im Spital von der Nazi-Zeit phantasiert: Schau die Frau, wie sie herumläuft um das bißchen Leben. [...] Heute sind wir alle zum Vergasen hergerichtet worden. ... Was sagt die Elsa dazu, daß der Hitler jetzt doch da ist?“

Elfi Werner hat kein Buch geschrieben, aber sie hat einen Gefährten gefunden, der ihre Geschichte verstehen kann. In den achtziger Jahren heiratete sie den Bekannten aus der



Kindheit, den Sohn des Professors, der bei den Nazis wie sie als „halber Mensch“ gegolten hat.

„Nach dem Krieg ist mein Mann mit seinen Eltern in eine Wohnung vis-à-vis von uns gezogen. So haben wir uns nie aus den Augen verloren. Was uns verbunden hat, war, daß unsere Väter auf der selben Mülldeponie gearbeitet haben.

Aber erst als ich schon über 30 war, haben wir das erste Mal miteinander gesprochen. Ich bin einige Jahre älter. Deshalb ist unser schulisches Schicksal verschieden verlaufen, auch unsere Sozialisierung. Aber wir kennen dieselben Leute, dieselben Adressen. Wo man hingehen kann, wo man besser nicht hingeht.

Unsere Kindheit schwingt immer mit. Auch beim Essen. Wir denken oft daran, daß wir als Kinder immer zuwenig hatten. Die amtlichen Essensrationen waren ohnehin klein. Und Familien, die einen jüdischen Esser zu Hause hatten, mußten mit noch weniger auskommen.“

Im Wiener Rathauspark, dort wo in der Nazi-Zeit „nur Arier“ Platz nehmen durften, haben Frau Werner und ihr Lebensbegleiter auf ihre Art gefeiert. Sie haben sich eine Bank ausgesucht und haben das getan, was ihren Vätern verboten war: Sie sind gesessen und gesessen, haben geredet und geredet, und niemand war da, der sie vertreiben konnte. Im Weggehen haben sie ein Papierschild zurückgelassen, auf dem stand: „Nur für Halbjuden!“

„Ich bin nicht einmal sicher, ob meine Kinder noch wissen, was ein 'Arier' überhaupt sein soll. Wir aber haben bis heute oft das Gefühl, zwischen den Welten zu stehen. Besonders schlimm war das in der Nachkriegszeit. Ich habe ab 1946 das Entstehen der österreichischen Geschichtslüge miterlebt. Da dachte ich manchmal: Könnten wir doch nach Israel, hätten wir doch jüdische Mütter! Doch uns akzeptiert man auch nicht als Juden.

Wir hatten auch als Kinder keine Ahnung von jüdischer Religion. Und sind auf einmal von den Nazis zu einer Gruppe zusammengeschweißt worden, die keine war.“